

## Der Weg nach Norden

*Wetu Eleanor zieht mit seinen Freunden "Tellerauge", ein Wesen, das aussieht wie ein Hund mit Affenhänden und handtellergroßen Augen, und "Wibra", einer ziemlich großen Libelle, nach Norden. Wetu trägt in sich die Erinnerungen an eine technisch orientierte Welt und stellt immer wieder Vergleiche an, die dem Jargon seiner Erinnerungen entsprechen: Tellerauge stellt seine "Nacht-" und Wibra seine "Luftaufklärung" dar. Im Übrigen muss er sich mit selbst hergestellten Werkzeugen und Gegenständen "behelfen" wie er meint. Später soll der Weg nach Osten führen, wo Wetu Menschen vermutet, weil er in einem Traum dort eine Waldlichtung mit Hütte "gesehen" hat.*

---

Wir sind bei Tagesanbruch losgezogen. Tellerauge hat sich wie ein Hund benommen und ist mal hinter mir mal vor mir her gelaufen. Dabei habe ich beobachten können, wie er gelegentlich allein auf seinen Hinterläufen gerannt ist. Sein Tempo dabei erscheint mir reif für die Olympischen Spiele. Inzwischen steht die Sonne bereits über den Bäumen, kann aber auf dem Küstenstreifen, auf dem wir wandern, nur gelegentlich Lichtflecken erzeugen. Deshalb ist es noch angenehm kühl.

Ohne dass ich es recht bemerkt habe, ist Tellerauge plötzlich nicht mehr in meiner Nähe. Da ich gerade an einem Bach angekommen bin, mache ich Rast. Vor allem habe ich Durst. Das Nächste, was ich brauche ist eine Kalebasse für Wasser. Ich fürchte, wenn wir erst weiter ins Landesinnere vordringen, werden wir kaum noch Gelegenheit haben, einen offenen Wasserlauf zu finden, bei dem hier herrschenden Unterholz. Auf dem Küstenstreifen fehlt dieses Unterholz wohl nur deshalb, weil die meisten Pflanzen das Salzwasser im Boden nicht mögen.

Kaum habe ich meine Sachen abgelegt, als auch schon die ersten Hundertfüßler neugierig angelaufen kommen. Eilig hänge ich alles in den nächsten Busch und hoffe, dass dort nicht andere Wesen warten, um sich eine Mahlzeit aus meinen Vorräten zu holen.

Ich vermisse Tellerauge! Aber ich traue den Telleraugen zu, auf sich selbst aufzupassen. Im Licht des Tages und in der Nähe einiger großer Büsche fürchte ich keinen Angriff. Meine Erfahrung lehrt mich, immer erst oben nach Fall-Schlangen zu sehen, den Waldrand zu beobachten und freie Flächen zu meiden.

Ich lehne mich gegen die Äste eines soliden Busches und blicke zum Meer. Dort geht der auch am Tage sichtbare Stern unter und erzeugt dabei einen feinen Silberstreifen auf dem Wasser. Geht eine Windböe übers Wasser, dann verbreitert sich der Streifen. Das Wetter ist klar und der Himmel blau mit einem Stich ins Violett. Wolken

sind nicht zu sehen. Nach einigen verträumten Augenblicken sind der Stern und sein Silberstreifen auf dem Meeresspiegel verschwunden.

Im Unterholz des nahen Waldes knackt es. Ein Puma, jedenfalls eine schwarze Großkatze rast mit weiten Sprüngen in meine Richtung. Vorsichtshalber klettere ich in den Busch, an den ich mich gelehnt hatte, und bringe einige starke Äste zwischen mich und die Außenwelt. Aber die Katze jagt nicht, sondern rennt um ihr Leben. Ein jagender Puma hätte mich um diese helle Tageszeit auch gewundert. Bisher hatte ich nur einmal eine Begegnung, und die fand in der Abenddämmerung statt. Während ich noch über jagende Pumas im Allgemeinen nachdenke, erscheint ein Schwarm summender, nein, tief und gefährlich brummender Insekten. Er folgt schneller, als der Puma rennen kann. Die Katze entkommt mit knapper Not, indem sie sich zusammenrollt, einige Schritte seitlich wegrollt und dann den Weg fortsetzt. Der Schwarm schießt zunächst vorbei, dann nimmt er unerbittlich seine Verfolgung wieder auf. Doch für den Puma reicht der knappe Vorsprung. Mit einem Riesensatz landet er im nahen Salzwasser. Auf dem Meer laufen Kreise auseinander; dann kehrt Ruhe ein. Der Schwarm hat ein neues Ziel – mich! Ein derartiger Angriff ist für mich absolut neu. Was mache ich bloß? Die Viecher sind beunruhigend groß und werden von Sekunde zu Sekunde größer. Mit der Kraft der Verzweiflung reiße ich einen Zweig von "meinem" Busch, streife die Blätter ab, damit ich schneller damit schlagen kann. Mein Schicksal nähert sich grimmig brummend.

Das Geschwader hat ein Ziel: meine Augen! Ich ahne dies, mehr als ich es sehe. Als die ersten Insekten auf Armeslänge heran gekommen sind, erwischt sie mein Wedel voll. Getroffen wirbeln sie davon, vielleicht nach unten. Auf dem Rückweg wird die zweite Angriffswelle erschlagen. Inzwischen werde ich von hinten angefliegen. Mein Wedel beschreibt Achten. Ich höre die Tiere verletzt und wütend auf dem Boden schwirren, als ich die ersten Stiche am linken, dann am rechten Bein spüre. Ich schlage und schlage. Aber die Angreifer sind hoffnungslos in der Überzahl. Inzwischen habe ich bereits Stiche am Oberkörper und schließlich im Gesicht abbekommen. Mit den Händen kann ich nur noch meine Augen schützen. In der Luft ist es still geworden; nur noch auf dem Boden surren die verletzten Insekten. Überall brennt es. Wo es nicht brennt, spüre ich die Insektenbeine. Sie halten sich fest, um sogleich eine weitere, brennende Stelle zu erzeugen.

Ich kann mich nicht mehr auf den Beinen halten und lasse mich auf den Boden fallen. Ich wälze mich hin und her, rolle und rolle weiter in der Hoffnung so viele von den Biestern zu zerquetschen, wie möglich. Doch auch dies erweist sich als unsinnig. Immer, wenn ich mich auf die Tiere wälze, stechen sie zu, auch wenn sie schon fast tot sind. Ich versuche mit brennenden Händen und Knien ins Richtung Meer zu krie-

chen, zu rollen und wieder zu kriechen. Ich weiß nur eins: ich muss das Meer erreicht und untertauchen.

Das nächste, was ich wahrnehme, ist der Geschmack von Salzwasser. Ich kann kaum richtig denken. Ich rudere mit einem Boot über einen Teich. Der Doktor sticht in meinen Arm, in mein Gesäß, in mein Knie und in meinen Fuß. Er meint, nun sei ich immun und müsse Salzwasser trinken. Ich rudere weiter und komme an einen Landungssteg. Den kann ich aber nicht ganz erreichen. Ich stecke im Schilf fest. Überall auf dem Schilf wimmelt es von Maikäfern. Wind kommt auf, ich friere im Wasser. Eine Brandungswelle überspült mich.

Auf mir sitzt ein überdimensioniertes Heupferd und sagt, dass ich endlich aufstehen soll. Ich versuche, mich aufzurichten. Aber das Heupferd ist zu schwer. Es soll weggehen, sage ich ihm. Da springt es in die Luft, breitet die Flügel aus und schwirrt davon.

Als ich an mir herunter sehe, habe ich überall dicke Quaddeln. Sie sind krebsrot und weisen in der Mitte eine blutende Stelle auf, die violett verfärbt ist. Überall wimmelt es von Hundertfüßlern, die an toten Insekten lutschen. In der Nähe sitzt ein Puma und leckt sich das Fell. Ich bin unendlich müde und "mein" Busch ist furchtbar weit weg. Ich habe Angst vor den Insekten und vor der Katze in meiner Nähe. Erneut rollt eine Welle über meine Füße. Die Kälte spornt mich ein wenig an. Vorsichtig umgehe ich die Stelle mit den vielen Krabbeltieren in meiner Nähe. Dann schleiche ich mich zu dem Busch, wo meine Sachen hängen. Alles ist noch da - wenigstens das! Vollkommen entkräftet schlüpfte ich in das Gewirr von Ästen und Zweigen und wickle mich in meinen Umhang. Jede Berührung löst ein Brennen aus. Es gibt keine Stelle an meinem Körper, die nicht ab und zu brennt, weil ich meine Lage ändern muss.

Die große, schwarze Katze nähert sich schleichend und, wie mir scheint, äußerst vorsichtig meinem Busch. An den Ästen meiner Behausung schärft sie ihre Krallen. Sie klettert schließlich ebenfalls in den Busch, legt sich über mehrere Äste, schließt die Augen und fängt an vernehmlich zu schnurren. In dieses Geräusch mischt sich das charakteristisch vibrierende Summen, einer Libelle. Ich hoffe auf Wibra, deren Sekret ich durchaus zutraue, dass es meine Qualen mildert. Doch sie schwirrt nur hin und her und verschwindet wieder.

Inzwischen bringt der Wind keine Kälte mehr, sondern hat sich zu einem heißen Fön gewandelt. Die Sonne hat den höchsten Stand erreicht. War mir zuerst zu kalt, so wird es jetzt unerträglich heiß. Ich ziehe mich aus und befestige meinen Umhang im Buschwerk so, dass er als Sonnenschutz dient. Die große Katze drängt sich nun

auch auf meinen Schattenplatz. Ersichtlich ist "der Puma" eine "sie". Nun, ich streichle ihr über den Kopf, und sie leckt mir die Hände. Nach der Feststellung unserer Beziehung dösen wir beide in der Mittagshitze und hoffen auf den Abend.

Solange ich mich nicht bewege, kann ich es aushalten. Unter uns arbeiten die Hundertfüßler an der Verteilung der Reste meiner Schlacht. Wie viele Insekten haben wohl überlebt? Gehen sie nun an das Geschäft ihrer Vermehrung? Wann werden sie oder ihre Verwandten wiederkommen? Wie kann man einen solchen Angriff vermeiden oder verhindern? Oder kann ich gar – ein fast abwegiger Gedanke – diese Insekten in das Netzwerk einbinden, das sich um mich herum spinnt? Wie war das mit Tellerauge, mit Wibra, mit dem Heupferd und mit der Katze an meiner Seite? Warum nicht auch ein Insektenschwarm?

*Aufgeschrieben von Ekkard Brewig am 11. Juli 2007*